

# Es gibt diese Welt nicht mehr

**Ein persönlicher Abschied von einem Orient, der anarchisch, bunt gemischt und tolerant war - und endgültig zum Märchen wurde, seitdem die Isis-Kämpfer auf dem Vormarsch nach Bagdad sind**

*Von Navid Kermani*

*Die Zeit, 26. Juni 2014*

Seit einem Vierteljahrhundert, mehr als die Hälfte meines Lebens, bereise ich den Nahen und Mittleren Osten, habe außer in Isfahan auch in Kairo und in Beirut gewohnt. Nicht ein einziges Mal hatte ich aufgrund der Zugehörigkeit zum schiitischen Islam, auf die Sunniten durch meine iranische Herkunft schließen, irgendeine Schwierigkeit, wurde beleidigt, gemieden, schief angesehen. Dass ein Dörfler oder Handwerker mal fragt, ob Schiiten Mohammed als Prophet anerkennen oder seinen Schwiegersohn, den Imam Ali, wirklich als Gott verehren – das schon. Aber es hatte niemals einen feindseligen, aggressiven Ton, es war gerade auf dem Land mehr die Verwunderung, einen leibhaftigen Schiiten vor sich zu haben, der ihnen als Sunniten offenbar freundlich zugetan ist, sich jedenfalls für sie interessiert und dessen Glauben sich nicht wesentlich von ihrem unterscheidet: Bleiben Sie doch zum Tee.

Überhaupt habe ich mich, als ich 1989 zum ersten Mal mit dem Rucksack durch Syrien reiste, auch deshalb in die arabische Welt verliebt, weil sie mir toleranter, gastfreundlicher, dem Fremden, dem Anderen, selbst schrägsten Vögeln gegenüber ungleich offener vorkam als Europa und zumal das damalige Deutschland, das Millionen Einwanderern zum Trotz von Integration noch nichts gehört zu haben schien. In der Provinz, in der ich aufwuchs – wohlgemerkt gern aufwuchs, ich fühlte mich kaum je diskriminiert -, war ich weit und breit der einzige, der nicht wie alle anderen aussah, und eine gewöhnliche deutsche Kneipe war für einen wie mich eine verschlossene Burg, bis hin zum Eichendekor und den Hirschgeweihen abweisend homogen. Dagegen erschien mir jedes arabische Teehaus wie ein herrlicher melting pot, die niemals aufeinander abgestimmte Einrichtung aus allen Erdteilen und Jahrhunderten, aber wie bunt erst die Gäste, die so vielen unterschiedlichen Schichten, Ethnien, Religionen, sexuellen Orientierungen zugehörten, obwohl sie alle im gleichen Viertel wohnten. Mochte sie mir selbst gar nicht so wichtig sein, breitete ich meine iranische Herkunft, meinen deutschen Geburtsort, meine schiitische Zugehörigkeit und noch meinen

Kölner Fußballverein schon deshalb gern aus, um den vielen Farben ein paar fremde Tupfer beizufügen. Den nächsten Tee bekam ich garantiert spendiert.

Das klingt wie ein Märchen, ich merke es selbst. Und ja, natürlich habe ich als junger Student die arabische Welt so einseitig wie ein frisch Verliebter gesehen, habe die Brüche und Widersprüche idealisiert, die schon damals grassierende Not als Einfachheit verklärt, die politische Diktatur gerade in Syrien nicht ignoriert, aber mich an der Romantik echten Widerstands berauscht und mit dem allgegenwärtigen Geheimdienst tatsächlich Versteck zu spielen geglaubt. Allein, nicht nur mir ging es so; die deutschen Freunden, mit denen ich die arabischen Länder bereiste oder in Ägypten studierte, Annette und Henriette, Michi und Andreas, fühlten sich ebenfalls wie Fische im Wasser, wenn wir nachts durch die Altstädte streiften und von einer Schwulenbar in ein spirituelles Tanzritual stolperten, hier zum Gebet, dort zum Schnaps und auch mal zum Schnaps nach dem Gebet eingeladen wurden, im Morgengrauen den Muezzin mit der Tanzmusik wetteifern hörten und endlich im Bett von den Kirchenglocken geweckt wurden. Wenn wir etwas an den Arabern liebten, weil wir es aus Deutschland nicht so gut kannten, dann war es ihr Talent, Unterschiedliches unterschiedlich zu belassen, Widersprüche nicht auflösen zu müssen, Fragwürdiges nicht zu hinterfragen oder einfach den Klängen und Düften nicht nachzugehen, die aus dem Nebenhaus ins eigene Zimmer dringen. Es ist genau das, was in der arabischen Kulturgeschichte so hervorsteicht, diese islamwissenschaftlich nicht zu erklärende Regelmäßigkeit, mit der innerhalb des Islams gegen den Islam verstoßen wird.

Der berühmteste, auch von klassischen Theologen vielfach zitierte Dichter der arabischen Literaturgeschichte ist Abu Nuwas, dessen Gedichte außer dem Wein auch die Homosexualität und sogar den Satan selbst feiern, und die tausendundein Nächte sind mindestens so sehr mit Koranszenen wie mit Sexszenen gespickt. Daß ein gutorthodoxer Korankommentar stets verschiedene, einander widersprechende Deutungen eines Verses gibt, um grundsätzlich damit zu schließen, daß Gott es besser wisse, sagt auch etwas über eine Kultur, die in der Eindeutigkeit, in der zu genauen Bestimmung eine menschliche Anmaßung, damit schon beinah so etwas wie Frevel sieht. Es gibt diese Welt, die wir als Studenten noch kennengelernt haben, nicht mehr. Sie ist spätestens mit dem Vormarsch des »Islamischen Staates von Irak und Groß-Syrien« auf Bagdad, wo einst Harun ar-Raschid und Sheheradeze lebten und noch Ende der Vierzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts Juden die größte und intellektuell führende Bevölkerungsgruppe bildeten, zum Märchen geworden.

Was ist passiert? Wenn ich mir klarzuwerden versuche, was zu dem Bruderkrieg geführt hat, der den Vorderen Orient zu zerreißen droht, muß ich – nein, ich muß nicht bis zum Jahr 680 zurückgehen, als das Heer des Kalifen den Imam Hussein und 72 seiner Gefährten bei Kerbela im heutigen Irak massakrierte. Ebenso wenig muß ich den Kolonialismus bemühen, zu dessen Herrschaftsmethoden es gehörte, die eine gegen die andere Bevölkerungsgruppe auszuspielen; das haben vor den Briten und Russen auch schon die anderen Fremdherrscher getan. Ein wichtigeres Datum ist der 16. Januar 1979, als eine schiitische Revolution den Schah von Persien aus dem Land jagte. Die Vereinigten Staaten, die mit dem Schah ihren wichtigsten Partner in der Region verloren hatten, rüsteten daraufhin die arabischen und damit sunnitischen Nachbarn des Iran auf, zunächst den irakischen Diktator Saddam Hussein, der ein gutes Jahr nach der Revolution Iran angriff, im weiteren Verlauf dann vor allem die Monarchien auf der gegenüberliegenden Seite des Persischen Golfes, in deren wahhabitischen Ideologie die Schiiten noch verächtlicher als gewöhnliche Ungläubige sind. Um den schiitischen Fundamentalismus einzudämmen, schloß Washington also ein Bündnis mit dessen sunnitischen Counterpart. Während der Revolutionsexport der Iraner kläglich scheiterte, weiteten die Wahhabiten ihren Einfluß bis an die Ränder der islamischen Welt, bis nach Zentralasien im Osten und Bosnien im Westen aus.

Schon Ende der Achtzigerjahre sahen wir auf den Straßen Kairos die ersten Zeloten, die Männer mit der knöchellangen Galabiya, dem weißen Käppchen auf den kurzgeschorenen Haaren und dem brustlangen Bart, die Frauen mit dem noch ungewohnten und von Angesicht zu Angesicht irgendwie schockierenden Niqab, der vom Körper nur einen Schlitz für die Augen freiläßt. Man nannte sie Wahhabiten oder gleich Saudis, weil sie schon ihrem Aussehen und ihrer bemüht hocharabischen, altertümlichen Sprechweise nach so exotisch wie Besucher vom Mars wirkten. Aber das waren nur einzelne, und wenn ich mit ihnen ins Gespräch kam, dann lernte ich manchmal junge Männer und gar nicht so schüchterne Frauen kennen, die sich fast immer auch sozial engagierten und ihre Uniform, so wirkte es auf mich jedenfalls, aus einem Rebellentum angelegt hatten, das von westlichen Jugendbewegungen gar nicht grundlegend verschieden war. Wie eine Mode würden sie ihre Uniform auch einmal ablegen, hofften wir noch.

Als bedrohlicher erlebten wir, daß praktisch keiner unserer arabischen Freunde irgendeine Aussicht hatte, jemals eine Familie zu gründen. Selbst wenn sie eine Anstellung finden würden, als Lehrer, als kleine Angestellte oder gar als Beamte, was unwahrscheinlich genug war, so würden sie sich keine eigene Wohnung leisten können, die Voraussetzung war, um zu

heiraten. Daß diese Perspektivlosigkeit, dieser psychische Druck mit drei, vier auch schon erwachsenen Geschwistern immer noch in der elterlichen Wohnung, diese gerade auch sexuelle Frustration, weil die immer beengteren Verhältnisse in den Vorstädten nicht mehr die libertären Nischen wie die traditionellen Altstädte boten, sich irgendwann entladen würde, war allen klar, nur wußte keiner wann und ob mit Gewalt. Die alten, wunderschönen Fin-de-siècle-Häuser der Innenstädte zerfielen, der öffentliche Raum verwahrloste. Indem das Niveau in den heillos überfüllten und unterfinanzierten Bildungseinrichtungen dramatisch sank, verkümmerten auch die intellektuellen Debatten. Oder war es umgekehrt? Schon 1989 schwärmten die Älteren von früheren Zeiten, vom Beirut der Sechziger-, dem Kairo der Fünfziger- und dem Bagdad der Vierzigerjahre, wie wir heute von der arabischen Welt unserer Studienzeit schwärmen.

In den Jahren danach schreckten uns in Ägypten die ersten Terroranschläge auf. Allerdings meinten wir eben in der Gewalt den Niedergang des politischen Islams zu erkennen. Indem die Terroristen mit den Touristenzentren den Nerv der eigenen Wirtschaft trafen (und den Kernbestand der eigenen Kultur, nämlich die Gastfreundschaft in Frage stellten), verloren sie den Rückhalt in der Bevölkerung. Verstecke wurden verraten, die Finanzierungswege boykottiert, die Polizei zerschlug in kurzer Zeit die gesamte Struktur der Terrorgruppen. Trotz der immensen Not, der korrupten Herrscher und der staatlichen Willkür gelang es den gewaltbereiten Gruppen nirgends, die Mehrheit oder auch nur einen signifikanten Anteil der darbenenden, perspektivlosen Jugendlichen für sich zu gewinnen.

Überall in der islamischen Welt tendierte der politische Islam zur Mitte, verbürgerlichte sich, entsagte der Gewalt und eroberte die Institutionen: in der Türkei mit Erbakan und später mit Erdogan, in Iran mit dem damaligen Präsidenten Chatami und der Reformbewegung, in Indonesien mit den großen gemäßigt-islamischen Parteien und deren Reformprogramm, in Jordanien oder Marokko mit den Islamisten, die sich an der Regierung beteiligten, auf andere, unheilvolle Weise in Ägypten, wo eine prude, geist- und humorlose Frömmigkeit den gesamten öffentlichen Diskurs überschwemmte, um den Staat gegen den Islamismus zu wappnen, dessen Aktivisten gleichzeitig in den Kerkern verrotteten. Die Führer der terroristischen Gruppen, von den Sicherheitsapparaten verfolgt, von der Bevölkerung isoliert, von der offenkundigen Erfolgslosigkeit ihrer Strategie frustriert, fanden nach einigen Umwegen in Afghanistan Zuflucht, das mit saudischer, pakistanischer und amerikanischer Hilfe von den Taliban überrannt worden war. Die Massaker, die die Taliban dort an

Tausenden von Hazara-Schiiten begangen, drangen noch nicht ins Bewußtsein der Weltöffentlichkeit. Um so bekannter ist seit dem 11. September 2001 der Rest der Geschichte.

Nicht nur für Amerika war diese Form der politischen Gewalt neu. Bisher hatten die arabischen Terroristen ihre eigenen Regierungen angegriffen. Mit den Twin Towers aber zerstörten sie auf spektakuläre Weise das Symbol einer Zivilisation, einer Lebensweise. Die Ideologie des Dschihadismus war geboren, die komplementär zur Globalisierung nicht mehr in nationalen Kategorien denkt, sondern die gesamte Welt zum Schauplatz des Krieges von Glaube und Unglaube erklärt. Daß die Akteure dieser Ideologie selbst Kinder der Globalisierung sind, vom Geschäftsmann Bin Laden, der in Beirut die gleiche Schule wie Omar Sharif besuchte, zum ägyptischen Oberschichtsarzt Zawahari, vom FC St. Pauli-Fan Muhammad Atta bis hin zu den deutschen Konvertiten, die aus Syrien zurückkehren, macht sie so gefährlich: Sie wissen genau, wie sie dem Gegner den größten Schrecken einjagen, weil der Gegner ihre eigene Vergangenheit, ihre eigene säkulare Sozialisation ist. Die Videos von den geköpften Gefangenen, die auch jetzt wieder von den eroberten Gebieten im Irak aus ins Netz gesetzt werden, sind nicht einfach barbarisch – sie sollen barbarisch sein, will sagen: Wir haben es nicht mit Wilden zu tun, sondern mit solchen, die sich kühl kalkuliert als Wilde gebärden. Wo Terroristen früher Bomben legten, um Verhandlungen zu erzwingen oder Regierungen unter Druck zu setzen – eine bewußte Regelverletzung innerhalb eines politischen Raums – kündigen die Videos wie zuvor 9/11 das Politische auf.

Man weiß nicht, was aus dem Dschihadismus geworden wäre, wenn die USA nicht in den Irakkrieg gezogen wären. Aber was man weiß: Der Krieg hat erschreckend genau die Vorhersagen derer bewahrheitet, die ihn abgelehnt hatten. Im Zentrum der arabischen Welt, nahe an Europa und noch näher an Israel, hat der Dschihadismus, der mit dem Sturz der Taliban seine Lager und Finanzierungsquellen in Afghanistan schon verloren hatte, ein riesiges, strategisch ungleich günstiger gelegenes, finanziell lukratives Aufmarschgebiet geschenkt bekommen – und mit Abu Ghraib und den amerikanischen Ölgeschäften neue Gründe, den Westen zu hassen gratis dazu. Der Flächenbrand, vor dem so viele Staatsführer und praktisch alle Experten gewarnt haben, er findet genau jetzt statt. An dem Chaos und den Millionen Opfern gemessen, die sie gewollt oder ungewollt zu verantworten haben, gäbe es Gerechtigkeit in der Weltpolitik nur, wenn George W. Bush und Dick Cheney, Paul Wolfowitz und Tony Blair den Rest ihres Lebens hinter Gittern verbringen würden. In Guantanamo Bay sollten endlich ein paar Plätze freigeworden sein.

Doch zurück zur Geschichte, die zehn Jahre nach 9/11 eine Wendung nahm, die uns alle überraschte: die Revolution. Wie Münchhausen schienen sich die Araber und gerade die jungen, perspektivlosen, auf mich immer wie abgehängt wirkenden Jugendlichen am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen. Der soziale und psychische Druck, der schon vor fünfundzwanzig Jahren offenkundig war, hatte sich in Kairo und Tunis, Manama und Sanaa als ein friedlicher, ideologiefreier, Schichten, Konfessionen, Generationen und Geschlechter übergreifender Aufstand entladen. Und so sehr die nachfolgenden Jahre enttäuschten, ist das letzte Wort über den arabischen Frühling noch nicht gesprochen, lassen sich Revolutionen doch nicht nach drei, sondern eher nach dreißig Jahren bilanzieren. Immerhin haben sich gleichsam gottgegebene Ordnungen ein für alle Mal als veränderlich erwiesen und hat sich der Islamismus, wo immer er in Ämter gewählt wurde, in erstaunlichem Tempo selbst diskreditiert. Einige Länder, am ehesten Tunesien und nach einem diktatorischen Interregnum vielleicht auch Ägypten, können den weiteren Weg von der Befreiung zur Freiheit noch schaffen; andere sind allerdings jetzt schon ins Bodenlose gestürzt.

In der westdeutschen Provinz, in der ich aufwuchs, gab es seit dem Zweiten Weltkrieg nur Deutsche und Kirchen. Wie gesagt, schreibe ich das nicht, weil ich mich dort diskriminiert gefühlt hätte. Ich möchte nur erklären, warum ich Bauklötze staunte, als ich Syrien 1989 mit dem Rucksack bereiste. Da gab es Araber, Alewiten, Drusen, Kurden, Tscherkessen, Türken, Armenier, Assyrer und Juden, es gab in allen Städten Moscheen, Kirchen und in Damaskus jahrhundertealte Synagogen. Ich möchte das damalige Syrien, das eine schlimme politische Diktatur war, nicht idealisieren, aber jeder, der die Region kennt, wird mir zustimmen, daß das Zusammenleben so vieler Volksgruppen, Sprachen und Religionen besser gelang und die verschiedenen Minderheiten mehr Ansehen und mehr Rechte genossen als in der übrigen arabischen Welt.

Wie tragisch ist es, daß ausgerechnet das Streben nach Freiheit ungewollt den Konfessionalismus entfesselt hat. Bereits 2012, als ich in Syrien über den Krieg berichtete, breitete ich meine schiitische Zugehörigkeit lieber nicht mehr in sunnitischen Gebieten aus, während meinem sunnitischen Fahrer der Schweiß auf die Stirn trat, wenn er auf einen Checkpoint der alewitischen Schabiha-Milizen zufuhr. Waren wir auf dem Land unterwegs, wo wir sowohl auf regierungstreue als auch auf aufständische Kämpfer treffen konnten, hing stets ein Kreuz an seinem Rückspiegel, um Neutralität zu signalisieren. Zwei Jahre später würde ich mich als Schiit nicht mehr ins aufständische Gebiet trauen und mein sunnitischer Fahrer auch mit einem Kreuz am Rückspiegel nicht mehr über Land fahren.

Wohl war den Menschen, die friedlich für Demokratie auf die Straßen gingen, die Fragilität ihrer so buntgemischten Gesellschaft bewußt. Gerade weil das Assad-Regime mit einer einzelnen Volksgruppe identifiziert wurde, den Alawiten, achteten die Demonstranten überall in Syrien darauf, ihren Protest ohne Hinweis auf eine bestimmte Religion oder Ethnie zu formulieren. Vergeblich: Das Regime schickte wiederholt rein alawitische Milizen in sunnitische Dörfer und ließ seine Bomben gezielt auf sunnitische Wohngebiete regnen, um den Aufstand für Freiheit in einen Glaubenskrieg umschlagen zu lassen.

Das Kalkül der Massaker war klar, und es ging auf: Assad schürte den Haß der sunnitischen Vorstädte und Landbevölkerung, um die Minderheiten und die städtische Mittel- und Oberschicht hinter sich zu scharen, die den radikalen Islam aus gutem Grund fürchten. Während die friedlichen Demonstranten und die säkulare Freie Armee vergeblich auf westliche Unterstützung oder wenigstens eine Flugverbotszone hofften, rüsteten Saudi-Arabien und Katar ihrerseits die Dschihadisten auf, die nach Syrien eindrangen. Das Land wurde zum Schauplatz des Stellvertreterkrieges zwischen Iran und den Golfstaaten, die wiederum mit Rußland respektive Amerika verbündet sind. So lebte der alte Ost-West-Konflikt im Nahen Osten entlang der Grenzen von Sunniten und Schiiten neu auf. Nur eine Verständigung zwischen den Iran und den Vereinigten Staaten, deren Zerwürfnis die Spirale der konfessionellen Gewalt in Gang gesetzt hat, könnte die Region noch befrieden – sofern es für Frieden nicht längst zu spät geworden ist.

Wie im Dreißigjährigen Krieg, der mit einem konfessionellen Schisma begann, aber sich als ein Ringen einzelner Warlords verselbständigte, die in wechselnden Allianzen um Macht, Geld und Einfluß kämpften, sind auch im Neuen Nahen Osten die Motive der Milizen und ihrer Geldgeber kaum noch zu durchschauen. Während das theokratische Iran hinter dem laizistischen Assad-Regime steht, befördert der säkulare Westen durch sein Bündnis mit Saudi-Arabien den sunnitischen Fundamentalismus. Zugleich hat Damaskus zu Beginn des Aufstandes selbst die Führer des ISIS aus dem Gefängnis entlassen. Wie zufällig drangen zur selben Zeit aus dem Irak dschihadistische Gruppen nach Syrien ein, die nicht etwa Stellungen der Regierungen angriffen, sondern die Macht in den Gebieten an sich rissen, die von der Freien Armee und anderen oppositionellen Gruppen bereits erobert worden waren. Wie man heute weiß, kauft Assad dem ISIS sogar Öl ab, um den extremsten Teil der eigenen Opposition zu finanzieren.

Die Dschihadisten wären jedenfalls dumm – was sie offenkundig nicht sind -, wenn sie Damaskus angriffen, und wenn ich mich nicht wieder einmal täusche, werden sie mit ihren

paar tausend Kämpfern, die sie haben, unter ihnen zahlreiche Söldner, Überläufer, Kriminelle und wenig kampferprobte Konvertiten aus Europa, auch nicht Bagdad und schon gar nicht den schiitischen Süden Iraks angreifen, wo sie mit dem Widerstand der Schiiten rechnen müßten. Umgekehrt hat der schiitische Regierungschef Maliki mit keinem Wort angedeutet, daß er beabsichtigt, die bereits verlorenen Städte zurückzuerobern. Wie in Syrien wird der ISIS zunächst seine Herrschaft in den sunnitischen, von der Zentralregierung sich selbst überlassenen Gebieten etablieren. Nur sind das genau genommen keine sunnitischen Gebiete. Wie in Syrien leben oder lebten jedenfalls bis vor kurzem auch im Westen und Norden Iraks die Menschen unterschiedlicher Herkunft und Religion Tür an Tür. Die homogenen Stadtviertel, Städte und bald wohl auch Provinzen gibt es erst seit dem Irakkrieg, der die Macht einer praktisch rein schiitischen Regierung bescherte. Wie Deutschland nach dem Dreißigjährigen und Europa nach dem Zweiten Weltkrieg wird auch der künftige Orient weitgehend in konfessionell und ethnisch homogene Gebiete aufgeteilt sein. Ob es sich dann noch lohnt, in Teehäuser zu gehen, weiß ich gerade nicht.